

# Badischer Humor – Humor im Badischen

Vortrag aus Anlass des 70. Geburtstages am 9. Juli 2001

„Allzu viel Weihrauch verrußt selbst den schönsten Heiligen“. Wohl wahr! Das ist allerdings eine russische, keine badische Antwort auf solche Hymnen, wie man sie als Jubilar erfährt.

Nun steht uns Badenern Bescheidenheit eigentlich doch allemal an; wenn man daran denkt, wie eng begrenzt das Badenerland ist. Aber so ganz bescheiden gibt man sich hierzulande gar nicht immer. „Wir Badener wären schon recht. Wenn sie überall so wären, gäb's keine anderen!“ lautet ein badischer Leitspruch. Hundert Jahre, bevor ich zur Welt kam, im demokratischen Blütenjahr 1831, sang man landauf landab: „Wohin ich blicke weit umher, so schön wie hier ist's nirgends mehr. Hier lebt ein glückliches genannt, das ganze bad'sche Vaterland.“ (Mit der Grammatik hapert's am Ende ein wenig wie beim Artikel „der“ Butter oder beim badischen Akkusativ „Ich ruf dir an“). Beim Stolz auf ihr Land meinen sie es ernst, die Badener: „Das schönste Land in Deutschlands Gau'n“, so klingt's aus allen Kehlen, wenn die Badener sich stark fühlen. Dabei hört sich der Text in der zweiten Strophe dieses Badnerliedes fast ironisch an: „In Rastatt ist die Festung, und das ist Badens Glück.“ Wer saß nicht alles in jener Festung nach dem Scheitern der Badischen Revolution von 1848/49! Da brauchte man wohl viel Galgenhumor, um die Festung als Badens Glück zu sehen.

Baden ist ein Land der Widersprüche: Stolz und begrenzt zugleich. „Die Verhältnisse sind eng, und die Menschen sind halt danach“, urteilte Karl Bittmann, ein bedeutender badischer Beamter über Baden und die Badener vor mehr als 100 Jahren. Aber mir scheint, dass genau das Humor ausmacht: Die Unzulänglich-

keiten positiv sehen. „Denn Vorrecht der Götter und der Menschen ist das Lachen.“ So schrieb Hermann Broch in der 6. Elegie im „Tod des Vergil“, und er argumentierte: „Es stammt das Lachen aus dem Wissen um die Ungöttlichkeit der Götter.“ Über das Unzulängliche lachen können: Steckt das nicht auch hinter „la Gemütlichkeit badoise“, die Jean Giraudoux an uns so schätzte? Lasst uns das Unzulängliche positiv sehen, zum Beispiel bei der sprichwörtlichen „badischen Liberalität“, die ja auch eine Spur Nachlässigkeit verbirgt. Da wurde eine Frau erwischt, die ein Bündel Holz gestohlen hatte. Der Waldhüter zeigte sie an. Der Amtsrichter: „Wenn Sie noch einmal erwischt werden, kostet es drei Tage Arrest! Ausnahmesweise wollen wir noch einmal Gnade vor Recht ergehen lassen.“ „Nix da“, erklärte darauf die Frau: „Ich stehl' mei Holz und zahl' mei Straf!“ Rechtsstaat mit Spielräumen, könnte man als ein Merkmal badischer Liberalität bezeichnen. Da saß ein junger Vikar im Beichtstuhl. Einer bekannte sich als Wilderer, er habe einen Rehbock geschossen. Der Vikar war unsicher, welche Buße er dem reuigen Sünder aufgeben sollte. Also holte er sich im Beichtstuhl nebenan beim Pfarrer Rat: „Da hat mir einer gebeichtet, er habe einen Rehbock geschossen. Was soll ich ihm denn geben?“ Der Pfarrer überlegt nicht lange: „Höchstens 2 Mark pro Kilo!“

Nichts so ganz genau zu nehmen, gehört wohl zu dieser badischen Liberalität. Da herrschte ein Richter die Beklagte an: „Sie haben ja ein falsches Alter angegeben!“ „Kein falsches, nur ein früheres“ war die Antwort. Von einem berühmten Freiburger Professor wird erzählt, er sei von seiner Geburtstagsfeier

im Glottertal heimgefahren, langsam und nicht ganz geradeaus. Da wurde er von der Polizei gestoppt und gefragt: „Warum fahren Sie denn so langsam, Herr Professor?“ Seine Antwort: „Wenn ihr so b'soffe wäret wie ich, dann dätet ihr überhaupt nimme fahre!“ Da nahm der Polizist Platz am Steuer und fuhr den Jubilar nach Hause. „Im Badischen wird's nie ganz so schlimm!“ urteilt Amadeus Siebenpunkt in dem noch immer unübertroffenen Buch „Deutschland deine Badener“. Alles mit Maßen – so könnte man auch sagen: „Sürpfle muesch, nit suufe!“ Dabei gehört das Genießen-Können durchaus zu den Grundtugenden der Badener und Badenerinnen. „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang . . .“ Gesang, das passt ins Land der vielen Sängerbünde! Wenn auch nicht alle so perfekte Sänger sind. „Soll ich die Kleine in den Schlaf singen?“ fragte der junge Vater; darauf seine Frau: „Versuch's doch erst mal im Guten!“ „Wein oder Weib: Wenn Sie die Wahl hätten“, wurde einer gefragt, „was würden Sie vorziehen?“ Antwort: „Das kommt auf den Jahrgang an.“

Nichts übertreiben, moderat bleiben, die Mitte halten! Wie sagte einer aus der badischen Mehrheitspartei: „Wir von der CDU haben keine Extremitäten.“ „Also Leut, machet's halblang!“ warnte unser Ortsvorsteher, wenn einer im Ortschaftsrat übers Ziel hinausschoss. Moderat bleiben, das schafft Zufriedenheit, wie sie der allezeit vergnügte Tabakraucher Hebel empfand:

Im Frühling:

's Bäumli blüeiht, und 's Brännli springt.  
Potz tausig loos, wie 's Vögeli singt!  
Me het si Freud und frohe Muet,  
und 's Pffli, nei, wie schmeckt's so guet.

Im Sommer:

Volli Ähri, wo mer goht,  
Bäum voll Äpfel, wo mer stobt!  
Und es isch e Hitz und Gluet.  
Eineweg schmeckt's Pffli guet.

Im Herbst:

Chönnst denn d'Welt no besser si?  
Mit si'm Trübel, mit si'm Wi  
Stärkt der Herbst mi lustig Bluet,  
Und mi Pffli schmeckt so guet.

Im Winter:

Winterszit, schöni Zit!  
Schnee uf alle Berge lit,  
uffem Dach und uffem Huet.  
Justament schmeckt's Pffli guet.

Am Humor kann man Leute erkennen. Er zeigt ihre Eigenart. Dazu gehören die Abgrenzungen. Zuerst muss man sich von den Verwandten abgrenzen. Badener von Schwaben! Mein Vater stammte aus dem badischen Hochemmingen oberhalb vom schwäbischen Schwenningen und ließ mich schon früh wissen, wo die Schwaben ihren Buben, kaum dass sie laufen konnten, das badische Land zeigten mit der Mahnung: „Dort eahne, Bue, muesch dei Geld verdeane!“ Vielleicht sind die Badener nicht ganz so schaffig wie die schwäbischen Nachbarn, von denen es heißt, selbst die Juden hätten erst von den Schwaben das Schaffen gelernt. Und wer bei den Schwaben nicht ein Leben lang fleißig war, den lässt man wie jenen Onkel nach dem Tod einäschern und tut die Asche in die Eieruhr, damit er jetzt wenigstens was zu schaffen hat, der faule Kerl. Die Badener sind wohl auch nicht ganz so sparsam wie jener Schwabe, der ein „Wiimickli“ (eine Weinmücke) aus dem Glas fischt, es am Rand absetzt und es auffordert: „Erscht wird ausgschpuckt, aber alles!“ Bekanntlich waren es zwei Schwaben, die bei einer Bergtour in eine Gletscherspalte fielen. Als dann die Rettungsmannschaft kam und ihnen zurief: „Wir kommen von der Bergwacht“, riefen die da unten zurück: „Mir gebet nix!“ Von Manfred Rommel persönlich stammt die Feststellung, die Schwaben bzw. wie er korrekterweise sagt die Württemberger seien schon ein besonderes Volk; sie fürchten die Kosten der Behandlung mehr als den Tod. Nichts verderben lassen, gilt als eiserne Regel bei den Schwaben. Man erkennt im Neckarhafen gleich, welches ein schwäbisches Schiff ist. Da fliegen keine Möwen, denn die Schwaben lassen nichts übrig. Natürlich müssen wir Badener ihnen auch immer wieder klar machen, dass der Rhein kein Nebenfluss des Neckars ist. Nichts übrig lassen, dachte auch jener Schwabe, dem eine Kuh aus dem Badischen zugelaufen war. Als der Besitzer das entlaufene Stück Vieh fand und zurückforderte, meinte der Schwabe: „Dei Kueh kannsch wie-



*Reg. Präsident von Ungarn-Sternberg, Prof. Hug, Frau Hug*

Photo: Hermann Althaus

der hau, aber vorher wird sie no gmolke.“ Ob die folgende Geschichte von einem badischen oder einem schwäbischen Bauer handelt, mögen Sie entscheiden: Gab einer der Kuh die Milch, die er eben gemolken hatte, zum Saufen. Kam einer hinzu und fragte, warum. Die Antwort: „Die Milch isch im Eimer e wenig dreckig wore, do han i sie halt no emol durelaufe loh.“

Man sagt, die Badener seien nicht so energisch wie ihre Nachbarn. Reichskanzler Wirth entschied einen Streit von Archäologen darüber, woher das bei einer Ausgrabung entdeckte Skelett stammen könne, ganz eindeutig: Das müsse ein Schwabe gewesen sein; das Skelett zeige so ausgeprägte Ellbogen! Vielleicht sind wir Badener in unserem Durchgangsland auch nicht ganz so bodenständig wie es die Mahnung eines alten Schwaben an den Sohn bezeugt: „Gell Jaköble, bleibsch um Dusslinge rom!“ Alles in allem zeigt der unterscheidende Vergleich für die Schwaben mancherlei Überlegenheit gegenüber den Badenern. Schwaben sind tüchtiger, fleißiger, sparsamer als ihre westlichen Nachbarn. Dafür sind die Badener wohl fröhlicher: Man sagt, es gehe bei uns doch noch an einer „Leich“ (= Beerdigung) lustiger zu als bei denen an der Fasnet.

Abgrenzungen machen Eigenarten deutlich. Da müssen sich im Badischen auch Katholiken von Protestanten abgrenzen. Fragt einer: „Woran erkennst du, dass du auf einem Evangelischen Kirchentag warst?“ Antwort: „In drei Tagen triffst du auf 35 000 Frauen, und keine gefällt dir.“ Generell herrscht ja ein gutes Einvernehmen zwischen beiden Konfessionen, aber im Himmel? Kommt ein Protestant oben an, Petrus führt ihn herum, kommt zu einer hohen Mauer und bittet den Neuankömmling, ganz leise zu sein. „Warum“, flüstert der Protestant. „Hinter der Mauer“, antwortet Petrus, „sind die Katholiken, und die glauben, sie seien alleine hier.“ Auch die folgende Geschichte kursiert im Badischen – egal, ob bei Protestanten oder Katholiken: Der Heilige Geist wollte die verschiedenen Hauptorte der katholischen Kirche besuchen. Man empfahl ihm, zur Sitzung der Katholischen Bischofskonferenz nach Fulda zu fliegen. Ziemlich ratlos fragte er: „Wo liegt denn das? Da bin ich doch bestimmt noch nie gewesen.“ Beim Ausfüllen eines Fragebogens stutzte ein Badener, als es da hieß: katho-

lisch oder evangelisch. Er antwortete schließlich: „Weiß nicht, bin bei der AOK.“

Nicht weniger schwierig war die Abgrenzung gegenüber Juden, denen immerhin in Baden als erstem Land in Deutschland die Gleichberechtigung bewilligt wurde. Schwierig auch deshalb, weil es bei den Juden so divergierende Richtungen gab oder gibt. Da wollte ein Jude sein neues Auto segnen lassen. Kam er zum orthodoxen Rabbi mit seiner Bitte. Der wies ihn zurück: Ein Auto, was ist das? Noch nie gehört. Darauf ging er zu einem liberalen Rabbi mit der gleichen Bitte. Der erklärte: Ein Auto segnen? Was soll das sein? Von Segnen habe ich noch nie etwas gehört. Zweifellos waren die liberalen Juden hierzulande stets in der Mehrzahl. Typisch für jüdische Liberale könnte der von dem Kabarettisten Richling kolportierte Witz sein: Moses kehrt vom Sinai zurück, um den Wartenden die Botschaft Gottes zu überbringen: „Also, ich habe eine gute und eine schlechte Nachricht. Die gute ist: Ich habe ihn auf zehn heruntergehandelt. Die schlechte: Ehebruch ist immer noch dabei.“ Ob so frivole Scherze allerdings aus dem Badischen stammen, ist eher unwahrscheinlich.

Natürlich gibt es auch die Abgrenzung zu den Schweizern und den Elsässern. Nur eine Geschichte dazu: Unterhalten sich ein Elsässer, ein Badener und ein Nordschweizer darüber, wo bei ihnen die Babys herkommen. Meint der Elsässer: „Die bringt bei uns der Storch. Man sieht ihn auf jedem Kirchturm.“ Der Badener: „Da sind sie bei uns fortschrittlicher. Die kleinen Kinder kommen in der Klinik zur Welt. Dort machen sie das.“ Der Schweizer zögert und sagt dann entschieden: „So genau kann ich das nicht sagen, aber so viel ist sicher: Das ist bei uns je nach Kanton verschieden.“ Von einem reichen Basler erzählt man, er habe eines Tages seine beiden Töchter vierhändig Klavier spielen gehört. „Morgen wird ein zweites Klavier gekauft“, erklärte er daraufhin seiner Frau. „Die Leute sollen nicht glauben, dass wir keine zwei vermöget!“

Humor hat seine lange Geschichte, auch wenn das Wort erst seit dem 18. Jahrhundert in unserem heutigen Sinn gebraucht wird. Dass es aus dem Englischen kommt, wird beim sprichwörtlichen Humor der Briten nicht verwun-

dern. Andererseits haben wir doch hier am Oberrhein die ersten literarischen Werke, die dem Humor gewidmet sind. Ich meine Sebastian Brants „Narrenschiff“ und „Das Lob der Torheit“ des Erasmus von Rotterdam. Das „Narrenschiff“ ist zum ersten Bestseller der Weltliteratur geworden, „Das Lob der Torheit“ übertraf ihn dann sogar noch. Das „Narrenschiff“ ist voller Klagen über die Torheiten (und Sünden) der Welt: „Die Wissenschaft verachtet man – Und sieht sie über die Achseln an; Gelehrte müssen sich schier schamen – Zu tragen ihre Kleid und ihren Namen . . .“. Dahinter steht die Sorge um das Schiff der Kirche (selbst ein Narrenschiff?): „Sankt Peters Schifflein schwanket sehr. Ich sorg den Untergang im Meer. Die Wellen schlagen allseits dran. Ihm wird viel Sturm und Plage nahn.“ (Das ist vor mehr als 500 Jahren geschrieben).

Erasmus zu den Badenern zu rechnen, wäre pure Hochstaplerei. Aber sein „*laus stultitiae*“ gehört zu den glänzendsten Werken einer Theorie des Humors, 1509 verfasst, zuerst in Paris gedruckt, dann von den Druckereien am Oberrhein aus in der Welt verbreitet. Ohne die Torheit, sagt er, und wir können sagen, ohne Humor gäbe es kein dauerhaftes Zusammenleben, könnten die Menschen einander kaum ertragen, so Erasmus: „Kein Volk könnte den Fürsten mehr ausstehen, kein Herr den Knecht, keine Zofe die Dame, kein Lehrer den Schüler, kein Freund den Freund, kein Weib den Mann, kein Vermieter den Mieter, kein Kamerad den Kamerad, kein Tischgenosse den Tischgenossen. Sie müssen eben einander zuliebe bald fünf gerade sein lassen . . ., bald ein Auge zudrücken, bald mit dem Honig der Torheit sich bei Laune erhalten.“ Über sich selber lachen zu können, das ist die Grundbedingung für die zu lobende Torheit, so fährt Erasmus fort. Man kann viel von ihm lernen.

Es waren dann im Barock gebürtige Badener wie der aus Kreenheinstetten stammende Abraham a Sancta Clara (den Schiller in der Kapuzinerpredigt im Wallenstein unsterblich machte) oder Johann Michael Moscherosch aus Willstätt bei Kehl. Beide haben in ihren Texten Humor mit Witz und Ironie und beißender Zeitkritik vermischt. An Moscheroschs 400. Geburtstag hat seine Heimatgemeinde in diesem Jahr erinnert. Vor allem tat dies mein

Kollege, Mitglied der Badischen Heimat, Walter E. Schäfer. Ein paar Zeilen von Moscherosch:

„Fast jeder Schneider  
will jetzund leider  
der Sprach erfahren sein  
und redt Latein:  
Wälsch oder Französisch,  
halb Japonesisch,  
Wenn er ist doll und voll  
Der grobe Knoll . . .“

Und dann wäre Grimmelshausen zu den Ahnvätern des badischen Humors zu zählen, der in Renchen die letzten 10 Lebensjahre als Schultheiß wirkte. Bei ihm geraten freilich fortwährend Ironie und Satire, Kritik und Sarkasmus durcheinander, und doch bleibt eine Spur Mitleid, zuweilen ein tragik-komischer Wertschmerz als Grundstimmung, die dem Humor nicht fremd ist. „O Welt behüt dich Gott, denn in deinem Haus führet man weder ein heilig Leben, noch stirbt man einen gleichmäßigen Tod . . .!“

Wenn ich es recht sehe, war unter den durch und durch echten Badenern Johann Peter Hebel der erste, der den Humor so, wie wir ihn heute lieben, in der Literatur zu Ehren brachte.

Ein kurzes Beispiel von ihm, „Missverständnis“ überschrieben:

Im neunziger Krieg, als der Rhein auf jener Seite von französischen Schildwachen, auf dieser Seite von schwäbischen Kreissoldaten besetzt war, rief ein Franzos zum Zeitvertreib zu der deutschen Schildwache herüber: Filu! Filu! Das heißt auf Deutsch: Spitzbube. Allein der ehrliche Schwabe dachte an nichts so Arges, sondern meinte, der Franzose frage: Wieviel Uhr?, und gab gutmütig zur Antwort: „Halber viere“.

Nun will ich nicht die badische Literaturgeschichte nach Texten mit Humor durchforsten. Ein eigenes Kapitel gäbe es auch zu schreiben über witzige, satirische Texte aus den Feldern der Politik. Man denke an die Umformungen des „Vaterunser“, etwa als Freiburg badisch wurde: „Vater unser, der du bist in der großen Stadt Wien! In unser'm Herzen lebt dein geheiligter Name. Nimm uns wieder auf in dein Reich . . .“. In der Euphorie der „Märzerrungen-



70. Geburtstag Wolfgang Hug: Prof. Dr. Hug, Reg. Präs. von Ungarn-Sternberg, Frau Hug, Adolf Schmid Photo: Hermann Althaus

schaften“ der Achtundvierziger Revolution „beteten“ die Badener: „Du Großherzog – Unser Vater – Freude und Belohnung sollst Du haben – im Himmel, wenn Du auflösest Akzise und Gewerbesteuer... Jage deine schlechten Beamten, Steuer- und Zolleinnehmer fort – befreie uns von allem Übel, – denn solche Menschen taugen nicht für uns – Denn dein ist das Reich...“.

Man kann auch die Karikaturen und literarischen Ergüsse aus der Zeit der Altbaden- bzw. Südweststaatskampagne vor 50 Jahren nehmen, um daran badischen Humor zu studieren. Ich denke an das Lied von der „schwäbsche Eisebahne“:

„Auf der schwäbische Eisebahne – wollt emol Herr Maier fahre,  
goht an Schalter, lupft de Huet – Zum Südweststaat, seid so guet...“

Einen Bock hat er gekauft, – Leo hat er ihn getaufet,  
bindet ihn dann mit dem Seil – ans Südweststaatshinterteil...“

Am Schluss dann:  
Die Moral von der Geschichte, baut auf den Südweststaat nicht,  
denkt an euer Heimatland, und stimmt nur fürs Badnerland.“

Oder das andere:  
„Vom See bis an des Maines Strand  
Erstreckt sich iser Badner Land.  
Es Muschterländle duet mers nenne,  
Jetzt wend's iis d'Wirteberger nämme.“

Einen der Heimatdichter möchte ich doch aus der badischen Literatur mit humoristischer Tonart zitieren, weil er aus meinem Heimatort

Stühlingen stammt und hier in Freiburg (am Amtsgericht) gewirkt hat: Hans Martin Grüniger. Seine alemannischen Gedichte „Us em Oberland“ erschienen erstmals 1895. Daraus folgende Kostprobe: „Auf der Eisenbahn“

Ge Friburg aben Isebah  
Fahrt 's erstemol en Wälderma.  
Des Fuehrwerch gfallt em gar nit schlecht;  
So hockt er sich denn breit zurecht  
Und nümmt si Pfifli us em Sack,  
Schlot Für und raucht en Rolltuback.  
Uf eimol zündt mer Liechter a  
Und gohts i's Tunnel. „Dunderschla!  
Jetzt gohts i'd'Höll, Bur, halt nu still!“  
So rüeft en Herr, wo'n foppe will.  
Do rueihig sait de Wälderbur:  
„Mir isch des glich, ich ha retour!“

Humor im Dialekt. Das ist eigentlich seine beste Art. Humor hat etwas mit face-to-face-Beziehung zu tun, mit einer sehr vertrauten Art der Verständigung unter Menschen, die sich auf Andeutungen, Anspielungen, auf die leisen Töne verstehen. Die bei einem Witz auch mal gleichsam „nach innen lachen“ können.

Da kommt ein Wälderbauer, sagen wir vom Hercherhof, zum Doktor. Bekanntlich pflegt man die Bewohner eines Hofes im Schwarzwald mit dem Hofnamen anzureden, auch wenn ihr Familienname anders lautet. Die Sprechstundenhilfe hat dem Arzt die Karteikarte bereit gelegt und rot unterstrichen: Hercherbauer ist schwerhörig. Der Doktor redet halt recht laut mit dem Mann. Beim Abschied meint der Bauer nur: „S'nächst Mol bruechet Sie nimme so lut brüele; sell isch min Brüeder, der wo nint me hört.“

Zwei sind mit dem Fahrrad auf dem Heimweg von einer Zechtour. Da stoßen sie zusammen und fallen hin. In der Dunkelheit tastet der eine nach dem andern und streicht ihm dabei über die Glatze und meint: „Du häsch bigott dei Hos aber ganz schö verrisse!“

Ein anderer kommt wegen wiederholter Trunkenheit bzw., weil er sich einem Ordnungshüter im entsprechenden Zustand widersetzt hatte, vor Gericht. Der Richter zählt ihm seine Räusche auf und ermahnt ihn in allem Ernst. Darauf der Beklagte: „Ihr schwätzet numme vo mine Rüschi, aber vo mim Durscht sait kein Mensch öbbis.“

Einer rennt keuchend durch den Bahnhof auf den Bahnsteig. Zu spät, er sieht gerade noch die Rückleuchten des Zuges. Fragt ein anderer mitleidig: „Haben Sie den Zug verpasst?“ Er darauf: „Nai, nai; i han en nu verschücht.“

Ein anderer wird mit überhöhter Geschwindigkeit von der Polizei gestoppt. Der Polizist fährt ihn an: Sind Sie verrückt, so mit 80 die Straße herunter zufahren? Der Mann entschuldigt sich: „Sell isch nue min Huet, wo mich so alt macht.“

An den Geschichten ließe sich manche Eigenschaft des „Badeners“ ablesen: Seine Gutmütigkeit, seine „Ungeniertheit“, die leichtfertige Art, auf Vorwürfe zu reagieren, die Neigung zu verharmlosen, die moderate Form der Ironie zum Beispiel. Im Alemannischen gibt es noch viele solche Geschichten, aber auch in den anderen badischen Dialekten. Leider sind mir diese – das Fränkische und das Pfälzische – zu wenig geläufig. Darum seien nur noch ein paar alemannische Kostproben zum Besten gegeben:

Am Samschtig wird wieder mol badet, ob's nötig isch oder nit.

Er kommt spät heim. Frau hat ihm fürsorglich das Bett gewärmt. Es sind sogar zwei Bettflaschen im Bett. Warum des, fragt er. Sie: „Weisch, die eine rinnt scho e weng.“ (So pflegt man hierzulande Kompromisse zu machen!)

Beim Zahnarzt: „Dein Eckzahn goht so schwer rus; stand emol uf, ich glaub, du hocksch uf de Wurzell!“

Beim Doktor: „Haben Sie harten Stuhl?“ „Nei, sell git's bi mir nit; ich hock immer uf em Kanapee.“

Zwei nehmen ihren Nachbarn erstmals zur Sauna mit. Bei der Kasse bekommen alle ein Lendentuch. Wozu ist das, fragt der Neue? Sie belehren ihn: „Das tut man dort um, wo's weh tut.“ Er hat Halsweh und wickelt das Tuch um den Hals. Die andern lachen, als er aus der Kabine kommt. Worauf er sich wehrt: „I ha nur Halsweh, aber wo's euch fehlt, sieht mer ja!“

Der neue Freund macht seinem Mädchen ein Kompliment beim Tanzen, als er ihrer Wangen zu nahe kommt: Was für eine zarte Haut du hast! Sie darauf: „So bin i am ganze Ranze!“

Natürlich gilt für diese Geschichten wie für alle (fast alle), die hier erzählt werden: „Wenn's au gloge isch, so isch's doch lehrriich!“

Vielleicht ist unser Dialekt einfach schon im Klang eine Annäherung an das, was im Humor den Menschen beschwingt sein lässt: lockere, lächelnde, heitere Zustimmung zum Leben.

„Loß mer dir en Aali geh“. – „Hän ihr mol schöne Bibeli.“ – „En Gluckser mache.“ – „De Schnuderlumpen neh“. – „Keine Fisimatente mache!“ – „E Hos us Ribeli-Stoff“ – Und dann die Schimpfwörter: en Gischpel, en Lumpeseckel, en Kaibesiech, e Mensch (verstärkt: e Saumensch), en Hennebuch, e Mordskrott oder -kröttli, en Granatesimpel . . .

Kehren wir zurück zu den badischen Eigenheiten, die sich im Humor offenbaren. Ich greife die „Liberalität“ heraus, den Bürgersinn, der ohne falschen Respekt vor Autoritäten sich etwas traut. Da gibt es ungezählte Geschichten vom unbefangenen Umgang der Badener mit ihren Obrigkeiten.

Gut 100 Jahre lang waren Seine königliche Hoheit der Großherzog und Frau Gemahlin die höchste Autorität im Land. Bei einer Ortsbereisung hatte sich der Landesherr verspätet. Als er endlich eintraf, gab ihm der Bürgermeister der Gemeinde die Hand, schaute auf die Uhr und sagte nur ziemlich kühl: „Sput, sput, Herr Großherzog!“ Die Geschichte ist durch Paul-Ludwig Weihnacht erzählt, der sie wiederum von einem ebenfalls hier Wohlbekannten überliefert bekam, von Karl Siegfried Bader. Bei einem anderen Bürgermeister war das großherzogliche Paar anschließend an die Visite zum Essen gebeten. Die Frau Bürgermeister hatte vornehm gedeckt; da sie aber nur noch zwei frisch gestärkte Servietten hatte, legte sie diese beiden an den Platz der fürstlichen Gäste. Die Großherzogin meinte, sie habe die beiden andern vergessen. Frau Bürgermeister aber winkte ab: „Hä nai, Königliche Hoheit. Wo denket Sie au hie! Mei Ma brucht kein Drieler meh, dem han i 's Driele schon lang abgewöhnt.“ Und hier beim Löwenwirt in Ebnet soll es passiert sein, dass das hohe Paar nach der Fahrt durchs Höllental und Himmelreich einkehrte. Der Großherzog bestellte ein Viertele, Großherzogin Luise aber, eine Preußin, wie man weiß, sagte: „Für mich bitte ein Glas Milch.“ Der Löwenwirt wollte sie zu einem Viertele bekehren, aber sie blieb bei ihrem Wunsch. Da rief der Wirt zum Küchenfenster hinaus seiner Frau: „He, guck emol im Saustall. Hoffentlich

hen sie no nit alle Milch de Süüli geh, d'Frau Großherzog will au no e Glas.“ An anderer Stelle, auf der Reichenau, wurde dem Landesvater ein Wein kredenzt, den er über die Maßen lobte, das sei sicher der beste Tropfen, der hier wachse. Der Bürgermeister aber winkte ab und meinte ganz ehrlich: „O, Herr Großherzog, mir hont no viel bessere im Keller!“

Über die militärische Obrigkeit konnte man sich leicht lustig machen. Ein Feldwebel befiehlt: Stillgestanden. Richt euch! Er mustert die Reihe, sie steht nicht ganz gerade. „Das gilt auch für den hintersten mit der roten Mütze!“ „Aber Herr Feldwebel“, ruft ein Soldat, „Verzeihung, das ist ein Hydrant.“ Darauf der Feldwebel: „Egal, auch Studenten haben zu gehorchen.“

Von den Amtsträgern auf dem Rathaus hatte man keine besonders hohe Meinung: „Schaffsch wieder öbbis“, wurde der Bürgermeister gefragt, „oder hocksch no immer uf em Rothus?“ Nicht unbedingt respektvoll handelt die Geschichte von der Einweihung einer Nebenbahn, bei der sich viel zu viel Menschen in den ersten Zug drängten. Der Bürgermeister hielt die Menge zurück und bat sie zu warten mit den Worten: „Ich lass gleich wieder einen fahren!“

Von einem Ortsvorsteher oder Bürgermeister wird erzählt, dass er Probleme mit der Statistik hatte. Einmal meldete er dem Bezirksamt: Im letzten Jahr hatten wir 12 uneheliche und 2 eheliche Geburten im Dorf. Als das Amt nachfragte, ob die Angaben wirklich stimmten, meldete er die Berichtigung: Es waren 12 eheliche und 2 uneheliche Geburten, und den Bock dabei hat der Ratschreiber gemacht. In bezug auf die Verstorbenen teilte er mit, es seien 12 Verstorbene im vergangenen Jahr zu melden: „Einer hat sich erhängt und starb eines natürlichen Todes, die übrigen elf standen in ärztlicher Behandlung.“ Zu den Statistiken passt noch ein Gedicht von Hans Martin Grüninger:

De Schultis hockt am Rothustisch – und schnufft und schnappet wie en Fisch.

Er hät sechs Böge schu Papier verrisse – Die Herre uf em Amt, die wönd au alles wisse!

Wa uf de Felder stoht und trüeiht, – Wa i de Gärte goht und blüeiht.

Und wie viel Ochse stöhd im Stall und Chälber. I mein, ihr Herre chömmet, zellets selber.

Doch würd er fertig spot am Tag; - Jetzt fluecht er: „Blitz und Dunderschlag!

No mol e Frog: das Klima? - o ihr Herre; - i würf no d'Federe mitsamt mim Ämtli herre!“

Und wil er's halt nit besser weiß, - bericht er: „Klima hämmer kei's!“

Vor Gericht ging es um einen Erbschaftsstreit. Der Bauer kam mit dem Rechtsanwalt, die Gegenpartei trat mit Anwalt und mehreren Zeugen auf. Der Bauer zum Anwalt: „Aber jetzt, Herr Doktor, nu fescht in d'Hose gstande. De' Amtsrichter mue seh, dass mir zwei au keine Luusbuebe sin!“

Gleich alle drei Autoritäten im Dorf traten bei einer Feier aus Anlass einer Glockenweihe auf. Drei neue Glocken standen bereit. Der Bürgermeister hielt ein Ansprache, der Lehrer stimmte ein Lied an und der Pfarrer segnete die drei Glocken. Dann wurden alle drei aufgehängt, und seitdem ist es in unserem Dorf viel schöner.

Was den Pfarrer und die Kirche betrifft, so gelten viele Badener zwar als rabenschwarz, aber in Wirklichkeit herrscht hier ein eher liberaler Katholizismus. Von Pfarrer Hansjakob wird erzählt, er habe seine Briefe gelegentlich an das Erzbischöfliche „Ordinarriat“ adressiert. Als der Brief zurückkam, korrigierte er die Adresse in An das „erzbischöfliche“ Ordinariat. Wieder kam der Brief zurück. Jetzt probierte er es mit der Adresse An das erzbischöfliche „Dummkapitel“. Aber auch der Brief kam zurück. Da sandte er den Brief an die erzbischöfliche „Kuhrie“.

So arg fromm sind übrigens nicht alle Badener (gewesen). Beim Blasiussegen hielt sich eine Frau zurück mit der Entschuldigung, sie sei gar nicht religiös und an der Blas habe sie auch nichts. Bei der Austeilung des Aschekreuzes ließ sich ein Pfarrer vom Mesner helfen. Er erklärte ihm die Formel „Aus Asche bist du und zur Asche kehrst du wieder zurück.“ Kurz bevor es los ging, war der Mesner ganz durcheinander und bat den Pfarrer, es ihm noch einmal zu sagen. Der ärgerte sich und wies ihn zurück mit den Worten: „O Kerli, Du bisch en Simpel und bliebsch en Simpel“ und er forderte ihn auf, endlich anzufangen. Der Mesner machte den Männern das Aschekreuz auf die Stirn und sagte zu jedem: „O Kerli, Du bisch en Simpel und bliebsch en Simpel.“ Nach dem

Gottesdienst hörte der Pfarrer die Männer draußen schimpfen: „Dem Mesner hätt ich am liebsten eine geschmiert, wenn ich nit g'wüsst hätt, dass er öbbis uf Latinisch gsait het.“

Eine besondere Beziehung zum lieben Gott bezeugt jener Schwarzwälder Bauer, der nach dem „Lothar“ vor einem Feldkreuz stand und meinte: „Gell, do glotsch, Herrgöttle, was Du in de letschte Däg häsch alles verrecke lo!“

Ein leicht getrübtetes Vertrauensverhältnis zur Autorität in Weiß lässt die Frau erkennen, deren Mann sich die Hand gebrochen hat. Sie fragt den Arzt: „Sagen Sie mir die Wahrheit, Doktor. Kriegen Sie es hin, dass mein Mann wieder Geschirr spülen kann?“

Und ein Patient beim Zahnarzt: Der erklärt ihm: „Ich muss eine kleine Narkose machen.“ Darauf holt der Patient seinen Geldbeutel. „Aber mit dem Zahlen hat es doch noch Zeit.“ meint der Zahnarzt. Der Patient: „Ich wollte auch nur vorher mein Geld zählen, damit nachher nichts fehlt“

Viele Geschichten gäbe es zum Lehrer-Schüler-Verhältnis. Die will ich mir jedoch verkneifen. Ich will ja keine Lebensbeichte ablegen. Nur die eine: Jammert einer: „Ich mag nicht mehr in die Schule gehen; da hänseln mich alle.“ Antwort: „Das musst du durchstehen; du bist doch erst seit 6 Wochen Rektor!“

Was schließlich den Adel betrifft: Da traf Erzherzog Eugen von Österreich, der schon etliche Jahre in Basel lebte, den Komponisten Furtwängler. Dieser dachte daran, sich auch in Basel niederzulassen. „Man lebt sehr angenehm hier“, meinte der Erzherzog, „die Leute nennen mich ganz vertraulich Erzi“. „Hm“, sinnierte daraufhin Furtwängler, „da will ich doch lieber nicht nach Basel ziehen.“

Humor braucht viel Einverständnis zwischen Erzähler und Zuhörern, Einsicht in die Mentalität, ja Sympathie oder Empathie für die Spezies Mensch, von der die heitere Geschichte handelt. Darum spielen diese Geschichten meist in einem ganz bestimmten Raum. Von „Badi-schem Humor“ kann man am ehesten sprechen, wenn dieser von demjenigen anderer Länder unterschieden wird, vom schwäbischen Humor oder dem rheinischen oder dem jüdischen und dergleichen mehr. Viele humorvolle Geschichten sind dagegen nur typisch für ein Teilgebiet von ganz Baden, für Pfälzer, Franken, Aleman-

nen, oder auch für Mannemer, Karlsruher, Freiburger Bobbele oder Seehasen undsoweiter.

Die treffendsten Zeugnisse für diesen regionalen Humor findet man immer noch in Amadeus Siebenpunkts „Deutschland deine Badener“, etwa in den Kapiteln „Baden deine Pfälzer“, „Mannemer Bloomäuler“, „Badisch-Sibirien“, „Pforzemer Seckel“, „Karlsruher Brigande“, „Die knitzen Markgräfler“ u. a. mehr. Manches Regionale findet man auch in dem 1969 erschienenen Band von Günther Imm „Baden wie es lacht“. Und dann habe ich mancherlei im „Lahrer hinkenden Boten“, im „Konradsblatt“, im „Freiburger Almanach“ und nicht zuletzt in der Zeitschrift „Baden.“ gefunden, die von 1949 bis 1960 – für Altbadener vielleicht unvermutet – in Karlsruhe bei Braun erschienen ist, freilich mit dem Untertitel „Monographie einer Landschaft“ (als wäre Baden nur noch eine Landschaftsbezeichnung!).

Für eine gründliche Studienreise durch das humoristische Baden ist die Zeit schon etwas zu weit vorangeschritten. Wir müssten im Odenwald beginnen, wo ein älterer Forstarbeiter zum Doktor kam mit der Klage: „Herr Doktor, ich glaab, ich laaf uf mei letzte Fieß; ich hab do so'n bähse Huschte, der bringt mich noch um.“ Der Medizinalrat kennt seinen Patienten und antwortet: „Ach mei Lieber, sein Se mol ganz zufriede: es gibt zwaaerlei Huschte. Der aane kommt vom Saufe, und de annern – den hawe Se net, mache Se sich nur kaa Sorge!“ Oder mit dem Wallfahrtort Walldürn. Da kam einer aus der Kirche auf den großen Platz davor und begann zu rufen: „Jetzt kann ich wieder laufen!“ Die Leute strömten zusammen und staunten: „Ein Wunder, ein wahrhaftiges Wunder!“ Der Mann aber wehrte ab: „Nein, nein. Ich finde nur mein Fahrrad nimmer; es hat mir's einer geklaut!“

Dann müssten wir Station machen in Mannheim, der größten Stadt des Musterländles. Von Ernst Bloch, der auf der anderen Seite des Rheins in Ludwigshafen geboren ist, als „Stätte des Geistes und der Kultur“ gepriesen, während Hitler Mannheim als „Stadt der Juden und Marxisten“ hasste. Da wäre vom Blumenpeter zu erzählen, dem kleinen Blumenverkäufer namens Peter Schäfer, und vor allem vom Mutterwitz der Mannemer: Bekannt ist die Antwort des Mädchens in fortgeschrittenem Alter, als der Arzt sie fragte, ob sie auch die Pille nehme, wo-

rauf sie meinte: „Ach, Herr Doktor, warum soll ich en Schirm uffschpanne, wann's net regnet.“ Oder die stolze Meinung einer Mutter: „Unser Ernale is e uffgweckte Krott. Erscht zwee Joahr alt und kann schun Drecksau saache!“

Statt diese Reise nun fortzusetzen, will ich doch ein paar Geschichten in Erinnerung rufen, die sich in Freiburg abgespielt haben/sollen. Natürlich wollen sich auch die Bobbele ein wenig abgrenzen, so zum Beispiel wenn ihnen wieder einmal ein Emmendinger die Vorfahrt nimmt und sie herablassend entschuldigen: „Na ja, EM, der kann halt nix dafür!“ Weniger freundlich sind sie manchmal gegen die Preußen. Wurde ein Freiburger von einem Preußen nach dem Weg zum Panorama-Hotel gefragt. Der denkt nach: „Ich will ihm ja nit grad gfällig sei und au nit glei grob doher komme;“ do hab i gsait: „Stieg mer halt de Buckel nuf!“ Einst wollte einer sich beim Deichleweihler in der Wiehre, des Lebens überdrüssig, an einem Baum aufhängen. Der Ast krachte und der Lebensmüde fiel ins Wasser. Mühsam kam er ans Ufer und schimpfte: „Wege der verdammte Ufhängerei wäre' i jetzt beinah no ver-soffe.“ Bekannt ist wohl die Geschichte vom Franzele Neveu (vorne betont!), der jeden Samstag auf den Markt kam und zuerst in die Münsterapotheke ging und fragte: Kann i mol bi Eu ustrete. Er durfte. Danach fragte er: Und wie wär's mit eme Schnäpsle. Das wurde ihm jedes Mal eingeschickt. Was macht's, fragte der Franzele und kannte schon die Antwort des Apothekers: Nix. Nach langer Zeit meinte der Herr Apotheker aber doch, der Franzele könnte sich vielleicht mal mit einer Flasche Wein erkenntlich zeigen. Als der Franzele wieder fragte, was macht's? machte der Apotheker ihm einen entsprechenden Vorschlag. Der Franzele darauf: Schwätz doch kein Schissdreck – und kam nie wieder. Der Franzele, ein Original! Sterben die Originale aus? Vermutlich ist auch die Marktfrau bekannt, der eine Händlerin vom Nachbarstand im Streit einen Rossbollen ins Gesicht warf, während die gerade den Mund weit aufgesperrt hatte. „So, der bleibt aber drin, bis Polizei kunnt!“ Angenehmer klingt da schon die gängige Frage auf dem Münstermarkt an die Kundin: „Herzele, uf was hän er Gluschte?“ Man sitzt am Münsterplatz gern draußen vor dem Lokal. Brachte ein Kellner dem Gast ein

Paar Wienerle, sie sind ziemlich lang für den etwas kleinen Teller. Der Kellner hält die Würstle mit dem Daumen fest. Der Gast beschwert sich, das sei aber unhygienisch, worauf der Kellner abwehrt: Meinet sie, ich will die Würscht no e zweit's Mol vom Dreck ufhebe. Hätte der Gast halt Leberli mit Brägeli bestellt! Fragt einer: „Wollen Sie das Riesenschnitzel ganz allein essen?“ Antwort: „Nein, nein. Ich kriege noch Spätzle, Pommies und Salat dazu.“ A propos Würstchen. Fragt die Verkäuferin in der Metzgerei den Bub, ob sie ihm ein Rädle Wurst geben soll; aber es sei Freitag. Der Bub meint: „Ach was, her mit dem Rädle. Ich kanns ja beichte!“ Wie lautet ein Freiburger Trostwort: „Wer den Münsterturm im Herzen trägt, braucht kein Sterbekreuz auf der Brust.“

Es wird Zeit, zum Ende zu kommen. In der Kürze liegt die Würze, auch beim Humor. Drei - oder vier ganz kurze Geschichten zum Schluss:

Zwei Jäger treffen sich im Walde. Beide tot.

Zwei Betrunkene wanken heimwärts. Sagt der eine zum andern: „He, ich will auch mal in der Mitte gehen!“

Es heißt, sie hatte das beste Zimmer im Altersheim, rechts die Kapelle und links das Klo.

Polizeikontrolle: „Haben Sie noch Restalkohol?“ - „Ach was soll immer diese Bettelei!“

Humor würzt das Leben. „Und wer sich selbst als Narr eracht, der ist zum Weisen bald gemacht.“ So heißt es im Narrenschiff von Sebastian Brant. Mit diesem Motto darf ich schließen.

Ein Vortrag soll einer französischen Redewendung zufolge nicht länger sein als ein Mädchenrock: So lang, dass er den Inhalt abdeckt, und so kurz, dass er das Interesse wach hält.

Anschrift des Autors:  
Prof. Dr. Wolfgang Hug  
Hagenmattenstraße 20  
79117 Freiburg